

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 36

Artikel: Aus einem naturgeschichtlichen Werke von 1772-75 [Schluss]
Autor: Volmar, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641102>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Grenchen, Wiler, Seedorf, Ins, Mugerel (Neuenstadt), Tsch, Rütli, Guttwil, Brägelz, Müntschemier, Favre, Büren, Gals, Madiswil, Grüssach (Cressier) und noch vielen anderen Orten.

Nach den Revolutionswirren veräußerte der Staat Bern die Klostergebäude, die, zu einer chemischen Fabrik umgestaltet, im Jahre 1883 aber wieder zurückgekauft und zu einer kantonalen Strafanstalt umgewandelt wurden. Die heute noch erhaltenen Ueberreste sind äußerst spärlich, besonders seit 1883 der achteckige Kirchturm einfiel und das Schiff der Kirche abgetragen wurde, so daß nur noch das durch Rußbauten arg verunstaltete Chor steht.

Auch bei der Abtei Trub im Emmental sind wir nicht in der Lage, die Gründung genau zu datieren; denn die Urkunde, die uns über die älteste Zeit des Klosters informiert, ist eine von Thüring Frider, dem bernischen Stadtschreiber aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, ausgeführte Uebersetzung eines lateinischen undatierten Originals, das uns nicht erhalten geblieben ist. Diese von König Lothar III. ausgestellte Urkunde bezeichnet Thüring von Lützelflüh als Stifter des Klosters. Der Obhut von St. Blasien im Schwarzwald unterstellt, sandte diese Abtei die ersten Mönche zur Besiedelung. Die Gründung Trubs ist in die Jahre 1130 oder 1131 zu setzen. Die Abtei muß von Beginn an gut besetzt gewesen sein, da schon 1152 Klosterbrüder abgegeben werden konnten nach Alt St. Johann im Thurtal, wo die drei Gebrüder von Ganterswil eine Stiftung gemacht hatten.

Schon frühe hatte Trub Differenzen mit der Stadt Bern, die 1286 mit der Aufnahme der Abtei ins Burgrecht der Stadt beigelegt wurden. Auch das Verhältnis zu den Freiherren von Brandis war oft wenig erfreulich. König Albrecht I. nahm sich der bedrängten Abtei an, die bereits die Reliquien vor der Verfolgung der Brandis nach Bern in Sicherheit gebracht hatte. Diese langwierigen Feindseligkeiten mit den Brandis als Inhaber der Klostervogtei wurden 1303 zu Zofingen beigelegt.

Die Päpste Innocenz II. und Cölestin III. bestätigten 1139 und 1195 den Klosterbesitz, der sich auf Güter im Entlebuch, Emmental, Oberaargau, zu Willisau und auf Reben am Bielersee erstreckte. Zudem besaß das Kloster die Kirchenfäße zu Lauperswil, Hasle, Schangnau, wie auch diejenigen im Lugernischen zu Marbach und Luthern. Güter und Kirchenfäße der Kapelle zu Otelfingen bei Regensberg (Kt. Zürich) wurden schon 1289 an die Cisterzienser zu Bettingen veräußert.

Durch Schenkungen und eigenen Ankauf hatte sich die Abtei Trub ein großes Gebiet angeeignet, in dessen ruhigem Besitz sie aber durch die Rechtsstreitigkeiten mit den Klostervögten und dem umliegenden Adel, und nicht zuletzt durch die Feuersbrünste, die das zuerst nur aus Holz erstellte Gebäude 1414 und 1501 zerstörten, oft gestört wurde.

Nach der Aufhebung des Klosters gingen dessen Rechte an Grund und Boden an die Landvogtei Trachselwald über.

Aus einem naturgeschichtlichen Werke von 1772—75.

Von F. Volmar, jun.
(Schluß.)

Der erste Abschnitt des zweiten Bandes, „Die ohnhaarichten vierfüßigen Thiere, welche Eier legen oder die Amphibien mit vier Füßen, die man reptiles nennet“, wird mit den Fröschen und Kröten eröffnet. Am Ende der Beschreibung der Kröten, nachdem die Fabel von den Krötensteinen für unwahr erklärt wird, heißt es:

„Graf Heermann von Hahfeld hat D. Sachsen erzählt, wie er mitten in einem Steine, auf seinem Schlosse Schellenberg bey Cöln gelegen, einen lebendigen Frosch

habe stark quäken gehört. Endlich, wie der Stein von selbst entzwen geplatzt, sprang er aus demselben heraus.

Ben Tolola, fährt er fort, wachsen mitten in den Mühlsteinen rothe Frösche; diese Mühlsteine, wenn sie durch oftmaligen Umlauf erhitzt werden, bersten oft mitten von einander, und die Frösche hüpfen heraus . . . Diese Thiere können ohne die mindeste Nahrung und Luft, sowohl in Marmor, als in andern Steinen oder in irgend einem Baumstrunk fortleben, wenn sie auch gleichsam in demselben hermetisch verschlossen sind.“

Daß Kröten in durchlässigem Kalkstein längere Zeit leben können stimmt. Als man aber Kröten in Sandstein einkerterte und nach einem Jahr untersuchte, fand man sie alle tot und bereits so verwest, daß man auf ihren schon vor Monaten erfolgten Tod schließen mußte.

Welche Unwissenheit noch über die bekanntesten Tiere herrschte, zeigt die Abhandlung über den Schwanz der Eidechse:

„Sie können leicht ein Stück ihres Schwanzes verlieren, ohne daß man merkt, daß sie sich deswegen sehr übel befinden. Ob es aber richtig ist, daß, wenn man von dem Schwanz einer Eidechse ein Stück abschneide und die beiden äußersten Ende der von einander geschnittenen Theile 1 oder 2 Schuhe weit von einander lege, sie sich beide wieder vereinigen, sich so sehr anziehen und so vest wieder zusammenwachsen, daß es scheine als ob sie nie getrennet gewesen wären, können wir nicht behaupten.“

Eine Eidechse, der man den Schwanz abnahm, bewegt sich nur mühsam vorwärts; denn der Körper wird von den abstehenden Beinen nicht in seinem Schwerpunkt unterstützt und liegt deshalb auf dem Boden auf. Zur Vorwärtsbewegung ist der lange und kräftige Schwanz notwendig. Das gegenseitige Anziehen der Schwanzstücke ist natürlich eine Fabel.

Auch ein Eingeborenenmärchen aus Südamerika über das Krokodil wird als Wahrheit ausgegeben:

„ . . . Er sagt, daß am Amazonenflusse der Tiger (!) einen gefährlichen Feind an ihm habe. Wenn der Tiger an den Amazonenfluß kommt, seinen heißen Durst zu stillen, so fällt ein unter dem Wasser im Hinterhalt liegendes Krokodill plötzlich zu, sich seiner mit aufgesperrtem Rachen zu bemächtigen, wie es mit Dachsen, Pferden und allem was sich unvorsichtig nähert zu tun pflegt. Hat es nun den Tiger erhascht, so schlägt dieser zwar gewaltig und ungesäumt die Klauen in die Augen des Feindes. Weil aber das Krokodill die erhaschte Beute gleich mit sich unter das Wasser ziehet, so ist der Widerstand des Tigers unnütze, und er wird von seinem Besieger sogleich verzehret.“

Ein großer Teil der Nahrung der Krokodile besteht aus Fischen, weiter aus Antilopen und Flußschweinen und kleineren menschlichen Haustieren, die zur Tränke kommen. Selten greifen sie Menschen oder größere Tiere an, weil diese wie jene Widerstand zu leisten vermögen. Auch ein vom Krokodil bereits ergriffener Mensch ist nicht in allen Fällen verloren.

Der interessanteste Teil des Werkes ist der Abschnitt „Fabelhafte Thiere“. Nach einer kurzen Einleitung, in der der Verfasser sagt, daß, wenn auch diese Geschöpfe unter dem Titel „Fabelhafte Thiere“ beschreiben würden, man sie deswegen doch nicht als Unwahrheiten ansehen dürfe, folgt die Beschreibung des Einhornes.

Das Einhorn (man vergleiche die Abbildung in letzter Nummer S. 444) wurde zum erstenmal von Otto von Guericke, dem berühmten Bürgermeister von Magdeburg (1602—1686; Erfinder der Luftpumpe) aus einem Haufwerk fossiler Knochen (wahrscheinlich Mammutsknochen), das er am Jenniden bei Quedlinburg ausgegraben hatte, „rekonstruiert“. Der Leipziger Philosoph Leibniz veröffentlichte in seiner „Protogaea“ zum erstenmal eine Abbildung

dieses Monstrums, von wo aus dieses Bild in fast alle Lehrbücher jener Zeit übergegangen ist. Die „Einhörner“ galten für ein überaus kostbares Medikament, weshalb die dafür begehrten und bezahlten Preise enorm waren. Daher wurde häufig als Ersatz der Stoßzahn des Narwals in den Handel gebracht. Einem der russischen Zaren jener Zeit wollte ein Mitglied der Compagnie von Neugrönland einen solchen Narwalzahn als Einhorn verkaufen, wurde aber abgewiesen, weil der Leibmedicus des Kaisers entdeckte, daß es der Zahn eines Fisches sei.

Laut D. Abel bezeichnet der niederösterreichische Bauer des Lößlandes die Mammutstoßzähne, die er da und dort im Löß auffindet, als „das Hurn von an Danghürn“ (das Horn eines Einhorns).

Das Einhorn, dessen Horn sich mitten auf der Stirn befinden soll, erreicht nach den Schriftstellern des Altertums die Größe eines Pferdes, hat eine Mähne, ungegliederte Füße wie der Elefant, braune Farbe, der Schwanz der eines Schweines, die Stimme laut und mißtönend.

Es seien hier einige Stellen aus der Beschreibung dieses sagenhaften Tieres wiedergegeben:

„Die Rabbinen gaben ihm eine Größe des Berges Thabor*), und weil sie es bei einer solchen Größe nicht wohl in Noa's Kasten beherbergen konnten, so ließen es einige nur die Nase auflegen und nebenher kommen, andere aber binden es mit dem Horn hinten an die Arche an, und schleppen es nach . . .“

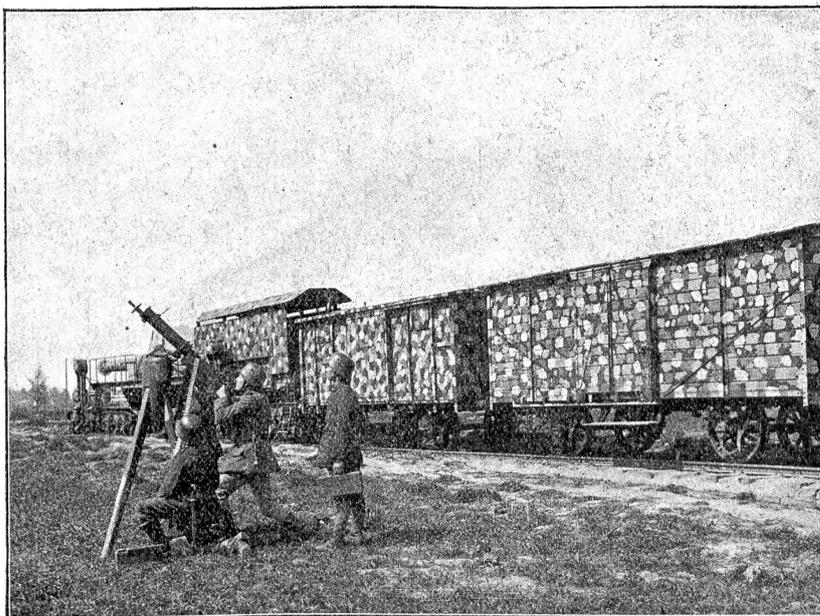
„ . . . Es hat außer einer sehr unangenehmen Stimme, auch noch die sonderbare Gewohnheit, daß es gegen alle anderen Thiere, die sich ihm nähern, freundschaftlicher als gegen seines gleichen ist, mit welchen es, sie mögen Männchen oder Weibchen seyn, bis auf den Tod kämpfet. Es ist von außerordentlicher Stärke und gehet immer einsam, und zwar in den wüstesten Gegenden. Nur, wenn es sich paaren will, weidet es mit dem weiblichen Thiere. So bald dieses aber trächtig geworden ist, so nimmt es seine Wildheit und mit dieser seine einsame Lebensart wieder an. Andere Schriftsteller haben ihm noch die Galanterie geschenkt, daß es für Jungfrauen so viele Achtung hat, daß es in ihrer Gegenwart alle Wildheit vergißt, seinen Kopf in ihren Schoß leget und sich also fangen läßt. Weil es aber selten ist, bey Jungfrauen den gehörigen Muth anzutreffen, ein so wildes und so schröcklich bewaffnetes Tier in den Schoß aufzunehmen, so haben einige für gut befunden diese Berrichtung parfümierten Jünglingen in Jungfern-Kleidern zu übertragen, die aber nur in diesem Falle sich parfümieren. Alletagsstücker sind nicht zu brauchen.“

Ueber die Heimat des Einhorns heißt es:

„ . . . Einige setzen es in die äußersten Enden von Asien, andere treffen es am Vorgebirge der guten Hoffnung und noch andere in den Wüsten Arabiens an.“

Dann werden wir mit „dem Thier Gale und Lenrocuta“ bekannt gemacht.

„Das erstere ist so groß als ein Flußpferd, hat einen Elephanten-Schwanz und eine schwarze oder dunkelbraune Farbe. Die Kinnladen sind dem wilden Schweine abgeborgt, und die mehr als Ellen langen Hörner sind beweglich, so daß sie das Thier vorwärts, oder auf die Seite legen kann, je nach dem es die Noth erfordert. Die Lenrocuta hingegen ist ein sehr geschwindes Thier, von der Größe eines Esels. Die Füße gleichen den Füßen



Schutz vor dem Späher aus der Luft: Deutsches schweres Eisenbahngeschütz, dessen Wagen zum Schutz gegen Fliegersicht mit bunten Farben angestrichen sind. Im Vordergrund ein Maschinengewehr zur Fliegerabwehr.

eines Hirsches, Hals, Brust und Schwanz sind von dem Löwen, der Kopf von dem Kamele, die Hufen sind gespalten und der Rachen bis an die Ohren aufgerissen. Es hat keine abgesezte Zähne, sondern an deren statt ein fortlaufendes Bein. Es ahmet die Stimme des Menschen nach.“

Die Reihe wird durch den „Seewolf“ beschlossen (man vergleiche Abbildung in letzter Nummer S. 445):

„Er soll sich sowohl zu Lande, als im Wasser aufhalten. Sein Kopf soll ungeheuer, und die Augen durch vieles Haar beschattet seyn. Das Fell soll von aufgerichteten zottigen Haaren etwas stachlicht, mit schwarzen Flecken gezeichnet und der Schwanz lang und zottig seyn. Nasenlöcher und Zähne aber soll er wie ein Hund haben . . . Der Schwanz ist kurz, die Beine sind fast ohne Gelenke, und die Klauen lang und steif.“

Zuletzt werden die Vögel behandelt, bei denen sich aber keine Fabelei findet, die den mitgetheilten gleichkommt. Es sind aber auch weit weniger Arten als heute bekannt, und was wohl auch etwas beiträgt: der berühmte Buffon*) kommt in diesem Teil mehr zum Worte.

Krieg und Frieden.

Bericht vom 29. August bis 5. September.

Trostlos wüthet der Massenmord in Frankreich. Die englische Offensive ringt sich südlich Bapaume über das alte Sommeschlachtfeld langsam gegen die Hindenburglinie vor. Nach Ham bei Peronne fiel Peronne selbst, nördlich davon Bouchavesnes, Morlancourt, Sailly-Saillies, sowie Bapaume und Combles. Südlich davon halten die Deutschen den Sommebogen bis Ham, ohne diesen Ort, dann eine Linie westlich des Nordkanals bis zur Dije. Das Charakteristikum ihres Widerstandes besteht im erbitterten Ausharren, solange, bis die feindlichen Anstürme ihre Opfer gebracht haben. Dann erfolgt gewöhnlich fast unbehelligter Rückzug auf die Hauptstellung, während gesäete Maschinengewehrnesten die nachrückenden Feinde mög-

*) G. L. Buffon 1707—1788; berühmter französischer Naturforscher. Verfaßte mit andern Gelehrten das große Werk „Histoire naturelle générale et particulière“, das 36 Bände umfaßt.

*) Berg in Palästina südwestlich von Nazareth, 615 Meter hoch.